



tonlos wie vorhin. „Ich erlaube Sie, mich allein zu lassen mit mir! — Bitte!“  
 Auch Gerhard senkte das Haupt und wollte Bitte folgen. „Nicht dort!“ sagte Herr von Rodnsdorf und streckte langsam seine Hand nach der Thür aus, welche nach außen führte. „Hier!“  
 Gerhard ging und Rodus, Freiherr von Rodnsdorf war allein.

Ja, er war allein. Allein nicht nur in diesem großen, feinen Saale, sondern auch sonst; im Leben. Denn seine Frau und seine Kinder hatten sich von ihm abgemeldet. Auch Litta, sein Liebling, die „echte“ Rhondorf. Daß sie den Baumeister überhaupt zu lieben vermochte, bedeutete ihre innere Abkehr von der Tradition ihres Geschlechts. Sollte er sie zwingen, seinen Beschlüssen zu gehorchen, wie er Alla hatte zwingen wollen? Aber bei Alla war das etwas anderes gewesen, da hatte er nur an eine Kinderin mit Werner geglaubt. Während hier — nein, er konnte es nicht verantworten, Litta einem anderen auszuliefern, mit dieser ihm nun bekannnten Liebe im Herzen! Aber dann —

Hohenbüch würde also nicht mehr den Rodnsdorffs gehören! Der alte, Jahrhunderte lang behauptete Ritterstuhl würde in fremde Hände, vielleicht in plebejische, vielleicht sogar in Ludnows Hände übergehen.

Ah, diese niedrige Macht hatte es also erreicht, aus ihrer dunklen Tiefe bis zu seiner Höhe sich emporzuschleichen.  
 Diese Ludnows, seine Bedienten, Diener und Hirten der Rodnsdorffs, würden sich an die Stelle ihrer Herren setzen, nicht nur die Ludnows, überhaupt diese ganze Menschengattung; überall im Hause kamen ja die Säte der alten Geschlechter unter den Hammer. Und Rodus von Rodnsdorf würde einer der letzten Knechten, der letzten Streiter sein. Und allein fallen, allein!

Denn die Ahnen dort in ihren Rahmen vermochten ihm nicht zu helfen, vermochten ihm Weib und Kinder nicht zu ersehen. Sie würden ebenso herabblinden, mit denselben Gesichtern und denselben starren Augen, auch wenn Rodus nicht mehr im Saale weilt, würden vielleicht dem neuen Besitzer, vielleicht Josias Ludnow zum Geispiet dienen.  
 Aber nein! Ehe Rodus von Rodnsdorf das litt, würde er sie vernichten.

Vernichten? Wozu? In ihren Gräbern würden sie es nicht spüren, wenn die Ludnows sich über sie lustig machten. Oh, diese Ludnows! Durch sie war das Verderben über das Haus Rodnsdorff gekommen. Hatte Rodus den Alten nicht seiner Freundschaft gemüßigt? Und der Gerabe hatte die vergifteten modernen Anschauungen in das alte Haus geschleppt, deren Ansehung Henriette und die Kinder nun erliegen waren. Ludnow contra Rodnsdorf! Plebejer gegen Edelmann!  
 Der jahrhundertlange Streit war ausgefochten, der Edelmann erlegen und der verachtete Plebejer hatte geiegt! ...  
 Rodus von Rodnsdorf war allein und würde allein bleiben.

Durch seine Niederlage war ihm der Weg zu den Seinen versperrt. Einmal würde er sterben, aber auf seinem Gräb! Auch das Unrecht hinderte ihn, umzukehren. Denn er fühlte es selbst, er war im Unrecht gewesen die ganze Zeit. „Egoismus“ hatte Walbed es genannt. Mit Recht. Aber er konnte wohl nicht den eigentlichen Grund für diesen Egoismus. Rodus sah ihn jetzt klar; wie Frau Henriette ihn gesehen hatte. Diese ansehnliche Selbstsucht war jener Geldbehrft entiprungen. Ein armer Mensch hatte ein reiches Mädchen geheiratet. Und aus der Furcht, daß er dadurch einen Theil seiner Selbständigkeit verlieren könne, aus dieser, einer Henriette gegenüber allerdings unbegründeten Furcht, hatte sich jene Selbstsucht, das fast krankhafte Antlammern an das „Herzlein im Hause“, hatte sich die Despotie entwickelt, der dann alle übrigen besseren Regungen unterlegen waren. Rodus und Henriette hatten keine jener edlen, idealen Ehen geführt, in denen der Mann der Berater des Weibes, und das Weib die Trösterin des Mannes ist. Rodus war der „Herr im Hause“ gewesen, und Henriette nichts, als eine Sklavin. Und dennoch hatte sie den nun entschundenen Gang in das Haus gebracht!

Von einem falschen Ehrgeizle zu Tyrannen, von der Tyrannei zur Selbstsucht, zum Egoismus!

Dieser letzte Rede war doch, bei Licht besehen, ein gar schwacher, halbtöner Mensch gewesen.

Und darum — der Plebejer hatte gefiegt, der Aristokrat war unterlegen! Sei es: wodurch! Ein Rodnsdorf konnte unrecht haben, konnte besiegt werden, konnte einjam sterben, aber er würde sterben wie ein Ritter von altem Sankt und Korn, auf dem Schilde, dem Helm das Antlig zugekehrt, furchtlos und treu, ein Vächeln der Verachtung auf den Lippen. So waren die Ahnen gestorben, so auch würde Rodus sterben. Denn Hohenbüch verlieren, was war das anderes, als sterben? Ein Ritter ohne Schloß — ein Umling, eine Donquixotterie! Darum Noblesse oblige! Im Geiste der Ahnen!

Und war es nicht fast, als hätten sie ihm einen Wink geben wollen? Gerade heute, gerade am Tage der Emscheidung! Sie hatten ihm nicht Gelo, nicht Gelfeine hinterlassen in dem verdeckten Kamine hinter dem Bilde; Wertpapiere, Kostbareres: ihren Geist selbst!

Und Rodus schlug das große Buch in Schweinsleder-einband auf, welches er dort oben gefunden und mit herabgebracht, und las:

„Der Chronika des ehrs- und tugendhaften, ritterbürtigen Hauses von Rodnsdorf und Hohenbüch dritter Theil.“

Und er vertiefte sich in das frauge Geschreibsel und hörte nichts mehr und sah nichts mehr von allem, was um ihn war. Und wurde blaffer und blaffer und seiner schnell atemenden Brust entrang sich ein schwerer Seufzer und vor seine weit geöffneten Augen legte es sich zuletzt wie ein grauer, dümstiger Nebel.

Denn da stand es, das Furchtbare, das Unerhörte, das Niegeahnte, nie für möglich Gehaltene!

(Fortf. folgt.)

**Christiane Taidé.**

Novelle von W. Behme.

In den nächsten Wochen ist sie reizbar und schwer zu behandeln; die Lippen sind immer so herb geschlossen, wie es sonst gar nicht in ihrem Temperament liegt; aber ihr Stolz und vielleicht auch ihre große Jugend bringen sie leichter über diesen ersten, herabsten Angriff des Lebens hinweg. Und als die junge Welt endlich wieder voll erblüht ist, hat sie's vergessen, wie Klaus im Herbst ihr zärtlich rufend sagte, „es wird auch wieder Frühling werden“, und wie sie heute nur an den einen Frühling denkt, den ihrer Liebe — ihres Glückes —

Und der Frühling läßt auch wieder Rosen auf ihren klab gemordenen Wangen blühen und füllt ihr die Lippen zum Lächeln auf.

Der Frl. Löwenstein hat damals, in der Schwellenmacht, mit so frommem, andächtigen Herzen den hellen Scheinergloden gelauscht, wie jeder gute Christ, und mit so heißen, verlangenden Wünschen das neue Jahr angebeten, wie manches junge Weibsgenüß.

Daß er zum Christenthum übertraten will und nach der gefestigten Zeit der Vorbereitung die heilige Taufe ermarct, verbreitet sich jetzt allgemein unter seinen Glaubensbrüdern, die es sonst kühele und mit großer Verwunderung aufnehmen. Der Frl. hat ebenfalls Rabbiner werden wollen, aber der Vater

hatte ihn zum Kaufmann bestimmt, und so wurde er Kaufmann. Und jetzt dankt er's Gott, daß es so kam; sein Schicksal hätte ihn so oder so ereilt, nur hätte er ihm dann widerriefen müssen.

Frl. Löwenstein hätte eine Ehe schon lange eingehen können, denn seine Stammesherren sehen nicht ungen auf den mit Geschmack gekleideten jungen Mann, dessen Erscheinung, wenn auch seine sehr kräftige, männliche, so doch recht unmaßhaltige ist. Auf der kaum mittelgroßen, schmächteren Statur ist er sehr hübscher Kopf mit krauem, bunselföndem Haar, einem nach der Mode sehr verachtetenen Bart, großen, wohlverbalen, etwas schwermüthigen, aber darum desto anziehenderen Augen, einer scharf getrimmten Nase und vollem Kinn, um den ein etwas süßlicher Zug spielt. Seine ziemlich umfangreichen Haare, an denen er immer lange, samobelförmige Schübe trägt, aber wenig beim Gehen. So betommen Haltung und Gang etwas Süßliches, Weichliches. Aber er laun es noch weit bringen in seinem Schicksal, denn er ist bis aus Leukerke gefällig und verbindlich zu seinen Kunden und erst 28 Jahre alt. Nach den Mädchen seines Glaubens sah er sich niemals um.

Er sah viele in seinen jungen Jahren heirathen, ohne daß in seinem Herzen nur der leiseste Wunsch rege wurde, auch sich ein

solches Glück zu schaffen, bis ihn plöztlich die Liebe ergriffe, eine unbedingte, heilige Liebe zu einem Christenmädchen. Und mit dieser Liebe reate sich in ihm das Verlangen, seine Religion zu wechseln; nicht nur um dadurch beherzter und hoffnungsreicher seinem Glück in die Arme laufen zu können, sondern ein aufrichtiges Bedürfnis ist's ihm, mit dem Weibe, das ihm einmal als sein Weib ganz haben soll, alles zu theilen — Gedanken und Befeh; und er wird ein eifriger, fast ungebühter Schüler.

Als die Taufe endlich vollzogen ist und sich's auch in einem kleinen, nachbarlichen Kreise verbreitet, daß Frl. Löwenstein sein Jude mehr ist, da magt er's, sich der Familie Taidé zu nähern. Sein Herz für Christiane ist jetzt auffällig; er lacht ihre Augen dabei und verient dann in sie einen innigen, bittenden Blick; ihr Dank wird aufmerksam, manchmal ist er sogar besangenen.

Und Vater und Mutter Taidé! — sie lächeln zufrieden und lassen dem Dinge seinen menschlichen Verlauf; und der ist, daß sich Christiane und Frl. Löwenstein zur nächsten Weihnacht einander angeloben und beschließen, im Frühjahre darauf Hochzeit zu feiern.

Christiane ist alles das wie im Traume gewesen. Sie sagt sich, daß in einem Jahre Klaus vielleicht wiederkehrt, und ihr Herz zieht sich schmerzhaft zusammen bei dem Gedanken. Aber hat er sie nicht freigegeben? obfichtlich ist daran erinnert, daß sie nichts an ihn bindet? und kann sie's ihm besser beweisen, wie sie nicht seine Warnung beherzt, wie sie ihn nicht mehr zu ihrem Glücke braucht, als dadurch, sich einem andern zu vermählen?

Und während des kurzen, unruhigen Brautstandes halten diese, ihr Herz und Gemüth bedrückenden, leichsinnigen Gedanken, nicht Christiane's eigentliche Gedanken, an; dann aber ist's mit einem Male, als sollte der ganze Himmel auf sie niederstürzen und sie begarben mit ihrem Jammer.

Am Tage der Hochzeit befallt sie eine gegenlosige, qualende Anarbe, und ganz frühe am Morgen laßt sie, so schnell ihre Hüte sie tragen, von Hause fort, hinaus dem Waldpark zu. An der Stelle, wo sie mit Klaus zuletzt gefessen, wirft sie sich nieder und weint trübsallich zu den jungen, zitternden Gräser, und sie reißt große Büschel Weiden und Schierlingsstüben ab und trägt sie in ihre Kammer. Ihr Gesicht ist heiß und die Augen sehen müde aus, als sie die jetzt halbverwelte Grine auf ihr Bett streut und drinnen ihren Kopf vergräbt.

Das warme Frühlingssonnenlicht umflutet am Hochgeistigen Morgen Christiane's leichte, zärtliche Gestalt im schlüchten, weißen Brautgewande.

Nun hat sie sich gefügt, und es ist vorübergegangen, und sie fnd Beide Mann und Frau.

Als Frl. Löwenstein sein junges Weib am Abende zu sich führt — ist's ein heiler Weg, den er zurückzugehen hat, nur über die schmale Straße geht er; und doch ist's Christiane, als führe er sie weit fort, aus der Heimath, aus dem Paradiese ihrer Jugend, aus allem Grünen, an dem Klaus heil hat, und sie schauert zusammen in der Einsamkeit ihres Herzens, in der fremden, neuen Umgebung und ächzelt mit verwirrten, traurigen

**Bunte Zeitung.**

**Der englische Humor.** Ueber den englischen Humor bringt A. Steinbach folgende Anekdoten. Der Anderricht des englischen Dumores ist die Gelassenheit, die Nüchternheit und Trockenheit, die von je selbst in den Parrestampfen Stand hielten und ihre verhörmende Wirkung übten. Der schroffe Parlamentarier Burke hielt einst eine donnernde Philippika gegen das Ministerium North. Da er aber, wie das gewöhnlich bei ihm der Fall war, seine Ausfälle hundelnlang fortsetzte, so schloß, als die Nacht anbrach, der Schlaf die müden Augen der meisten ehrenwerthen Mitglieder des Hauses der Gemeinen. Selbst der Minister, Lord North, entschlummerte fast; Burke bemerkte dies, es erlösten ihm jedoch nicht schüch, den Minister, welcher die Opposition mit ihren Sorgen im Schimmer verlor, in bräuter Worte zu wecken. Er freuzt deshalb die Arme, macht eine Pause und spricht ruhig: „Ich lege, des Königs Negierung schlüft, aber ich hoffe, sie fit nicht todt“, und North wurde durch das schallende Gelächter des Hauses gewekt, in das er sogleich herzlich einstimmt. — Der ältere Witt bemerkte, als er seine Jungferrede hielt, daß der Minister Lord Germain, welcher im Gerüche der Freiheit stand, wegen seines Schwärmens in der Schlacht bei Minden, ihn zuerst von oben bis unten musterte und dann seinem Nachbar auf der Ministerbank etwaig ins Ohr flüüsterte. Witt unterbroch sogleich seine Rede, verbannte sich und sagte im verbindlichsten Tone: „Vorur ich fortbäre, halte ich es für meine Pflicht, das Gespräch des tapfern Generals mit seinem Kollegen nicht zu unterbrechen. Gewiß wird er ihn von seinen Waffenthaten unterhalten.“ — Setzen belondern Einbrud erzigt der englische Witt durch die Art, wie er vorgebracht wird. Während A. B. der Franose es nicht unterlassen kann, über sein Donnet selbst zu lächeln, bleibt der Engländer ganz ernst und zieht höchstens die Mundwinkel ein

Augen den Kopf, als Frl. ihm sagt, daß ihr nun alles dies gehört, ihnen Lieben gemeinsam — ungetrennt; und dann sagt sie ihm, was auf ihrer Seele liegt —

„Im Neben rüthen sich ihre Wangen, und die Augen glängen ihr sanftem Feuer durch das dümmrige Halblicht zu Frl. hinüber, aber nicht für ihn; nur für die jetzt durch's Erzählen vor ihr lebendig gewordene, vergangene Zeit. Im Gnde folgt sie mit liegender, hilfloser Geberde seine beiden Hände, aber seine Liebe ist größer, als seine Kraft — und er klammert sich fast ängstlich an die Hoffnung, daß ihn einmal doch noch ihr ganzes Herz auch gehören wird; und bis dahin will er darum dienen mit unermüdet, zärtlicher Geduld.“

Die erste Zeit ihres Zusammenlebens bringt sie im Herzen einander nicht näher, und Frl. sieht es bald, daß er Christiane sehr beunruhigt durch die Beweise seiner unentzündlichen Liebe zu ihr, daß sie ihm dagegen während dankbar ist, wenn er sie still und wenig beachtet an seiner Seite leben läßt. Sie fletcht sich aufwallend einfach, überhaupt nielegt sich ihre Unprüchlichkeit bis zu einem franthaften Grade; sie lebt eben nur in dem einen Gedanken, ihrem Gatten so wenig wie möglich zu schaden; denn das die Ehe ein sehr glücklich machender Austausch, ein Geben und Empfangen ist, das kann sie nicht begreifen, und sie begehrt's auch nicht, daß sie fletchlich ihrem Manne tief verachtet ist.

Die geschlichen Sorgen und Vergernisse werden für ganz fern gehalten, denn Frl. weiß, daß sie ihnen kein Interesse entgegenbringt.

Es ist wie ein Weieshauch auf die Blätter der jungen Frau gefallen, und sie kam sich nicht wieder erheben zum frischen, hoffenden Leben. Gerne und oft — denn Frl. läßt ihr in allem volle Freiheit — beacht Christiane ihre Eltern, drüber, über der Strahe, und jebsam, wenn sie von dort zurückfährt in ihr eigenes Heim, hat sie dieselbe Empfindung des Fremden, Keltens, Ungeübten, dasselbe Heimweh nach Hause, wie am Hochgeitage.

Klaus hat nur einmal noch im Briefe die Eltern nach Christiane gefragt, und als er darauf die schätliche Antwort erhielt, es ginge ihr gut, schrieb er nichts mehr von ihr. Er hat darnach das Gelo gewirkt, die zähe, ausdauernde Kraft wieder zurückzugewinnen. Sein Verlor im Hause Ludnow wird im Laufe der Jahre ein sehr reuer, herrlicher. Eine tiefe Beregnung bringt er Mrs. Ludnowe entgegen; in ihren Augen liegt für ihn eine unendliche Anziehungskraft und in ihrem leichten, rüchlichen Lachen, und sie lacht gern, wenn er da ist. Einmal, als er mit ihr und ihrem Gatten allein ist, sagt er's ihr, wie sehr sie seiner kleinen Augenfreundin glühe, und daß er hoffe, diese ihr bald zuführen zu können, denn die bierten Lebens- und Berufsverhältnisse begehnen ihm mehr, als die der Heimath, der er doch schon sehr fremd geworden wäre; und so wolle er nur auf Urlaub nach Deutschland und dann wieder zurückkehren mit seiner „Aeben — fletten Christiane“. — Ludnowe ist sehr glücklich über die Aussicht, eine so geschätzte, tüchtige Kraft für sich zu behalten, und giebt dieser Freude in warmen, bereedten Worten Ausdruck. (Schluß folgt.)

wenig ironisch in die Höhe. Sein Auge ist scharf wie sein Verstand; er bemerkt sofort die schwache Seite, wo sein Wig einhaken kann. Spottet jemand über seine Kleidung, seine Manieren, so hört er ruhig zu, untersticht selbst die betreffenden Worte, wenn er die Bemerkungen noch können macht, verbaut sich und schließt mit einem ironischen Compliment; aber, er ist feiner, teils ireimüthig, findet eine Menge Dinge an den anderen auszuweisen und schließt mit den Worten: „Ja, glaube, Herr, Ihre einzige Volitur ist die Ihrer Stiefeln.“ — In Form derartiger Spüen wurden in früheren Zeiten, als der Dumor noch an der königlichen Tafel beimatsberechtigt war, oft genug dem Herrscher die bittersten Wahrheiten gelaot. Man denke sich eine Tafel am Söle Karls's II., den stets betrunkenen Hochster, Buckingham, Schwesbury, den König. Campagner und schwere spanische Weine ließen in Schwärze, ein Wigwort sagt das andere, die Schwierigkeiten und georgativen Schwierigkeiten oder Sorgen über Verhältnisse oder Verhältnisse. „Scharfes Wort“, sagte der König ein zu ihm, „Für seid der größte Schwärze im Königreich.“ — „Von einem Unterthan“, fiel Schwesbury jogleich, sich verbeugend ein, und der König war dem Gelächter der übrigen Hoflinge ausgebeut. Aber er mußte eine bodenlose Kredit von Hochster annehmen. Der ihm einst ins Gesicht folgende Gedächtniß sagte: —

Hier ist des Königs Glas gebaut. Auf dessen Worte niemand traut, So wie er Dummes nie geagt, So hat er Kluges nie vollbracht!

**Theateraufführungen ohne Schauplatz.** Ein eigenartiges Unternehmen plant eine pariser photographische Gesellschaft, welche beabsichtigt, die Theater-Vorstellungen der pariser und anderer Theater Scene für Scene in Moments-Aufnahmen zu fixiren und zwar bei jeder andern Gruppierung

